

[35]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia Man.

Einige Sekunden stand der ernste Mann schweigend an eine der knospenden Stryngen gelehnt. Ihm gegenüber saß das Edelräulein mit dem sonnigen Haar. Es mußte süß sein, dieses Haar berühren zu dürfen, die Gluth der Finger in den goldenen Fluthen zu kühlen, tausendmal die Lippen auf die duftenden Locken zu pressen. — Ob Rolf Siegfried das wohl dachte, als während dieser Sekunden des Schweigens sein Auge auf den Locken ruhte, die ganz sacht ein leiser Windhauch bewegte. Er athmete tief auf, und fast schien es, als trete er noch einen Schritt weiter von dem schönen Mädchen zurück, als er begann:

„Werden Sie mich nicht für den undankbarsten Mann auf Gottes Erdboden halten, Baronesse, daß ich Ihnen bis jetzt noch nicht ein Wort des Dankes sagte?“

„Des Dankes?“ wiederholte Yella fragend.

„Ja, des Dankes! Sie, die Baronesse v. Rotheim haben mir das Leben gerettet. Ohne Sie stände ich nicht hier, könnte ich mich nicht mehr an all der Frühlingssprache erfreuen und an manch andern herrlichen Schönen, das uns das Leben bietet — könnte ich nichts mehr Nützliches schaffen, denn auch nützen möchte ich noch. Das alles verdanke ich Ihnen, Baronesse, und habe Wochen verstreichen lassen, ohne Ihnen meinen Dank auszusprechen.“

„Sie sagten einst selbst, Herr Direktor, daß die Erfüllung einer einfachen Pflicht uns nicht berechtigt, Dank zu fordern; ich that auch nur meine Pflicht!“

„Gewiß, als Sie in meinem Zimmer waren, obgleich den Muth und die Beherrschung, welche Sie bewiesen, nicht jede besitzen haben dürfte; aber daß Sie zu dem einsamen Kranken kamen als milde Samariterin, das war nicht Ihre Pflicht und dafür, für Ihre Gegenwart, die so Schreckliches verhütet hat, dafür möchte ich Ihnen danken.“

„Auch meine Abwesenheit damals war nur Pflicht.“ — Wie tonlos bebte ihre Stimme.

Fester kreuzten sich seine Arme über der Brust, als müßten sie einen Schild bilden, um dieser weichen bebenden Mädchenstimme nicht Eingang in das laut schlagende Herz zu gewähren.

„Nein, Baronesse, das war nicht Ihre Pflicht, aber wenn Sie es als solche ansehen, so danke ich Ihnen auch dafür. Gewiß, die reine Pflichterfüllung berechtigt nicht, Dank zu fordern, derjenige jedoch, welcher die Wohlthat derselben genießt, ist dann aber vielleicht doppelt verbunden, dankbar zu sein. — Daß ich Ihnen nicht früher schon aussprach, wie in Ihrer Schuld ich mich fühle, das müssen Sie mir verzeihen, Baronesse; ich vermochte es nicht. Ich war meiner selbst nicht sicher. Leicht hätte ich in der Erregung des Augenblicks ein Wort gesagt, wozu ich nicht berechtigt war, ein Wort, das Sie vielleicht — verletzt hätte, und das wollte ich nicht!“ —

Yella senkte das Haupt noch tiefer. „Ich habe immer gefunden, daß Sie ein Meister in der Kunst der Selbstbeherrschung sind. — Und ein Wort, das mich verletzt hätte! Was weiter? — Es wäre nur die gerechte Vergeltung gewesen.“

„Yella!“ rief Siegfried mit ernstem Vorwurf, aber sie sah nicht auf. „Ich kann mich wohl beherrschen,“ fuhr Rolf fort, „aber ich stehe nicht auf jener Stufe der Vollkommenheit, daß nicht in irgend einem Moment mein Gefühl zum Affekt werden könnte. Sie zu verletzen würde mir immer sehr leid thun, — und vergelten, Baronesse? Nicht wahr, dieses Wort war nicht überlegt? Ich gehöre zwar nicht zu den Anhängern jener Ritterlichkeit, die eine Frau für keine Beleidigung verantwortlich machen, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben eine Frau ist. Meiner Ansicht nach stellt solch eine Ritterlichkeit die Frauen sehr tief. Aber halten Sie mich in Wahrheit für fähig, eine mir zugefügte Beleidigung wieder mit einer Beleidigung zu vergelten?“

„Nein.“

„Ich wußte es wohl. Nun also, Baronesse, lassen Sie mich Ihnen heute versichern, daß ich niemals vergessen werde, daß auf Schloß Rotheim meine Lebensretterin lebt. Nehmen Sie mein Wort, daß, wo ich auch sein möge, es nur eines Winkes von Ihnen bedarf, um mich herbeizurufen, wenn Sie jemals der Hilfe und des Beistandes eines Mannes bedürfen.“

„D schweigen Sie, Herr Direktor,“ rief Yella in leidenschaftlicher Erregung, „wir sind ja quitt — denn auch Sie haben mein Leben gerettet, und zum Lohne dafür habe ich Sie gehaßt und verfolgt und gekränkt. Wenn Sie mir für den glücklichen Zufall, der mich in jener entsetzlichen Nacht einen Mord verhindern ließ, wirklich Dank zu schulden glauben — o so verzeihen Sie mir, daß ich Sie so namenlos verkannt habe!“

Das junge Mädchen stand jetzt vor Siegfried, so dicht vor ihm, daß er fast meinte, den Hauch ihres Athems zu empfinden. Sanft ergriff er ihre beiden Hände: „Seien Sie ruhig, Baronesse,“ bat er und führte sie auf ihren Sitz zurück; „ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Ich leugne nicht, daß mich Ihr Mißtrauen sehr kränkte, aber Sie sagen ja selbst, daß es ein Versehen war. Jetzt kennen Sie mich hoffentlich besser, und darum wollen wir die alten Geschichten ruhen lassen und als Freunde scheiden, Baronesse Yella. Sie haben gehört, daß ich den Vorschlag des Fürsten annahm; wir reisen morgen mit dem Fröhsten. Wer weiß, ob uns je noch einmal das Leben mit seinen Wechselfällen zusammenführt, und darum — darum gestatten Sie mir, nachdem ich Ihnen meinen Dank gesagt habe, einen Wunsch für Ihre Zukunft auszusprechen: Sie sind sehr schön, Baronesse, und Licht und Freude und Glanz werden voraussichtlich, wohin Sie auch kommen mögen, Ihr Theil sein. Möchten Sie daran denken, daß Licht und Glanz und Freude noch nicht Glück sind, und daß wir nur leben, um das Glück zu suchen. Ich wünsche, daß Sie jenes Glück finden mögen, Baronesse, das in dem Frieden mit uns selbst liegt.“

Siegfried hielt inne. Sein Blick hing an dem blaffen Gesicht Yellas. In schmerzlicher Zärtlichkeit, in heißer Wehmuth ruhte Rolf Siegfrieds Auge auf dem blonden Haupte, als er weiter sprach: „Ich bin zu Ende, Baronesse, aber nicht wahr, Sie gestatten mir, Ihnen schon heute, in diesem Augenblicke „Lebewohl“ sagen zu dürfen. Ich vermöchte das nicht vor einem fremden Auge, und ich werde Sie kaum noch einmal vor meiner Abreise sprechen dürfen. Ich bitte Sie Baronesse, reichen Sie mir Ihre Hand, und sagen Sie mir, daß kein bitterer Gedanke an den Fremdling in Ihrer Seele zurückbleibt, der so oft gezwungen war, Ihnen weh zu thun. Sagen Sie dem Scheidenden, den Sie vielleicht niemals wiedersehen, daß Sie zuweilen freundlich seiner gedenken wollen!“

Langsam streckte Yella ihre Rechte Rolf Siegfried entgegen, der sie fest mit der seinen umfaßte, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Siegfried wartete vergeblich auf das Wort, um das er gebeten hatte. Als Yella stumm blieb, ließ er ihre Hand sinken. „Leben Sie wohl, Yella,“ wiederholte Siegfried und wandte sich zum Gehen. Da fühlte er seine Hand von neuem erfaßt und festgehalten. „Gehen Sie nicht — o gehen Sie nicht fort,“ rief schluchzend in herzzerreißend bangem Flehen ein blasser Mädchenmund, und die dunklen Augen sahen thränenüberströmt zu Siegfried auf. „Wissen Sie denn nicht längst, daß ich sterbe, wenn Sie fortgehen!“

„Yella!“ Der Name klang wie ein Ruf qualvollen Entsezens aus tiefster Seele heraus. Das junge Mädchen hörte es nicht. Seinen Arm hatte sie umschlungen und an seine Brust gezogen, und hier lag sie nun bebend, in heißem, leidenschaftlichen Weinen! Siegfried streichelte ihr Haar, das schöne,

bunkelgoldene Haar; Yella fühlte nicht, wie seine Hand dabei zitterte, er schaute mit schmerzlicher Innigkeit auf sie nieder, die so hingebend in seinem Arm lag, aber Yella sah nicht, wie feucht auch dieses große, glänzende Auge schimmerte, er sprach zu ihr in sanften, beruhigenden Tönen, sie hörte nicht, wie seine Stimme dabei vergeblich nach Ruhe rang.

Endlich — endlich milderte sich die Festigkeit ihrer Thränen, mit einer müden Bewegung hob sie das schöne Haupt und lehnte es nur fester an seine Brust, die Hände sanken herab und verschränkten sich leicht, leise athmend mit halbgeschlossenen Augen lag sie so in seinem Arm, wie ein müdegeweinetes Kind. Sachte versuchte er sie zu der Bank zurückzuführen. Sie schüttelte den Kopf. „Ich bitte dich, lasse mich nur, es ist gleich alles gut,“ bat sie — und öffnete nach einer Weile groß die Augen. „Nicht war, jetzt gehst du nicht mehr fort, Rolf?“

Siegfried antwortete nicht gleich, wie Klang diese Bitte süß und verlockend, ein Wort, und sein waren die zärtlichen Augen, sein die Goldfluth der Locken, sein das ganze, stolze, herrliche Mädchen, das so sicher, so hingebend an seiner Brust lag. Und doch — er durfte dieses Wort nicht sprechen — er durfte nicht, und ob ihm in diesem Augenblick auch schien, daß es Himmelseligkeit sein müßte, nur einmal, ein einziges mal seine Rippen auf den stolzen und doch so lieblichen Mädchensmund zu pressen, in süßem langen Kusse! Einen Augenblick lang legte sich die schlanke kräftige Hand Siegfrieds über seine Augen — es war ein kurzer, aber ein verzweifelter, ein unsagbar bitterer Kampf, den in dieser Sekunde der starke stolze Mann kämpfte. Als die Hand herabglitt, da war das Gesicht weiß geworden bis in die Lippen, aber sanft und klar wie immer klang seine Stimme.

„Ich bitte Sie, Baronesse Yella, beruhigen Sie sich, Sie sprachen beherrscht von einer furchtbaren Aufregung.“

Bei seinen ersten Worten schrat Yella empor: „Baronesse Yella,“ wiederholte sie tonlos. „Mein Gott, wie grausam Sie sind!“

„Yella, hören Sie mir recht ruhig zu, ich beschwöre Sie,“ bat Siegfried, und nun geleitete er sie nach dem Sitze und ließ sich neben der Baronesse nieder. „So ungewöhnlich unsere Situation ist, so soll sie nicht durch Verschweigen, durch halbes Reden schlimmer werden. Wir wollen gegenseitig recht klar und offen sein.“

Als ich nach Schloß Rotheim kam, erwachte beim ersten Erblicken der stolzen, schönen Baronesse v. Rotheim die Erinnerung an das holde, schlanke Kind, das ich einst den Wellen des Rotheimbades entrißen hatte. Dieses Kind stand mir, zu reizvollster Jungfräulichkeit erblüht, freilich aber auch in hochmüthigster Unnahbarkeit, gegenüber. Das schöne Mädchen, dem ich so oft herb zu begegnen genöthigt war, erbitterte mich manchmal — aber sie blieb mir nicht gleichgültig — und am Weihnachtsabende, als ich an Yellas Seite unter dem flammenden Christbaum stand, da erkannte ich befürtzt und beseligt zugleich, daß — daß ich Yella v. Rotheim namenlos liebte!

Ueber Yellas Gesicht glitt ein strahlendes Lächeln. — Das — das hatte sie wohl geahnt, aber jetzt sprach er es aus, und wie süß war es, diese Ahnung aus seinem Munde bestätigt zu hören. Nun war alles gut, es mochte kommen, was da wollte.

„Aber auch manches Wort,“ fuhr Siegfried fort, „manches Zeichen verräth mir, daß die Baronesse v. Rotheim ihren Adelsstolz oft nur noch als Waffe gebrauchte, um eine mächtig aufkommende Neigung für den „Bürgerlichen“ zu besiegen. Ich mußte es lange schon, daß Ihr Herz mir gehörte, Yella! — Und nun begann ein Leben voll Qual und Aufregung für mich. Ich durfte das Mädchen, das mich liebte, das Mädchen, an dem meine ganze Seele hing, nicht in meine Arme ziehen, ich durfte sie nicht fragen: „Wißt du mein Weib werden, Yella?“

„Warum nicht?“ fragte die Baronesse beinahe herb.

„Weil die Baronesse v. Rotheim sich niemals in ein schlichtes bürgerliches Leben fügen würde, weil sie niemals aufhören würde, sich ihrer adeligen Geburt zu erinnern, wenn sie einen bürgerlichen Namen trüge, weil die Baronesse v. Rotheim eines Tages bedauern würde, die Vortheile ihres Standes, ob nun wirkliche oder eingebildete, aufgegeben zu haben, weil sie eines Tages leiden würde bei dem Gedanken, daß jene Personen, die sie als ebenbürtig zu betrachten gewohnt war,

die Vorgesetzten ihres Mannes sind, daß sie sich durch die Heirath mit einem Bürgerlichen selbst jene Kreise verschlossen hat. — Darum kann die Baronesse v. Rotheim niemals die Frau eines Bürgerlichen werden.“

„Auf dem Tische in Onkel Valentins Zimmer liegt eine Bibel,“ sprach Yella mit halbersticker Stimme, „dort in jenem Buche las ich, daß die Liebe nicht stolz ist, daß sie alles erträgt und alles erduldet.“

„Gewiß, Yella, aber eben der Gedanke, daß Sie dulden und ertragen, würde mein Leben verbittern. Ich will keine Opfer von meiner künftigen Frau, und mir fehlt die Ueberzeugung, daß Sie nicht einst doch glauben würden, Opfer gebracht zu haben und Opfer zu bringen.“

„Und was müßte ich thun, um Ihnen diese Ueberzeugung zu geben,“ fragte Yella schmerzlich bewegt.

„Ich weiß es nicht, Yella — das ist es ja eben — ich fühle, daß mir das Vertrauen zu dem hochgeborenen Fräulein fehlt, in dem ich so gern nichts als mein liebes Mädchen sehen möchte, aber ich kann nicht sagen, wodurch ich dieses Vertrauen zu gewinnen vermöchte. Sie sind in tausend Vorurtheilen erzogen. Die schüttelt man nicht ab wie Reifeitaub von den Schuhen. Doch genug, Yella — heute schmerzen Sie meine Worte wohl, die mir selbst unsagbar wehe thun. Aber später werden Sie ruhig und gefaßt darüber nachdenken und werden mir recht geben. Leben Sie wohl — Yella!“

Die Baronesse fühlte die heißen Lippen auf ihren Fingern im nächsten Augenblick war sie allein. Sinnend senkte sich der schöne Kopf und leise bewegten sich die Lippen: „Du hast mich lieb, Rolf,“ flüsterte sie, „und dieses Bewußtsein giebt mir Muth. Ich will dein Vertrauen gewinnen, und der Wille ist allmächtig!“

Es war noch früh am Nachmittage, da ritten der Fürst Altmark, Baron Rotheim und seine Tochter den Weg nach der Sägemühle; Rolf Siegfried, dem der Arzt noch das Reiten untersagt hatte, fuhr mit Herrn v. Strehlen in einem offenen Wagen. Bei der Sägemühle wurde Halt gemacht, an der Thür des Häuschens stand der alte Valentin, zitternd vor Freude, und streckte dem Direktor beide Hände entgegen. „Daß Gott mich diesen Tag erleben ließ!“ murmelte er, während Siegfried herzlich die ihm gebotene Hand drückte.

„Ein interessanter Greisenkopf,“ bemerkte der Fürst zu Yella, „wer ist der Alte?“

Wie gern hätte Yella gesagt: „Mein Onkel Valentin,“ aber da stand ihr Vater und sah sie ängstlich an — und der Direktor bewegte leise verneinend sein Haupt. „In der ganzen Gegend heißt der Mann der alte Valentin,“ erwiderte Yella mit klarer heiterer Stimme. „Aber mir hat er erlaubt, ihn „Onkel Valentin“ zu nennen, da wir sehr gute Freunde geworden sind.“

„Also Wahlverwandtschaft,“ scherzte der Fürst, während das strahlend schöne Mädchen die seine aristokratische Hand dem Greise reichte, der sie ehrerbietig berührte.

„Die Baronesse ist sehr gütig gegen mich,“ wandte sich Valentin bescheiden zu dem Fürsten, „für mich geht an den Tagen, da ich das Glück habe, die Baronesse zu sehen, die Sonne zweimal auf!“

„Sieh, wie poetisch gesagt,“ rief der Fürst, „daß Baronesse Rotheim auch Verehrer in diesen Kreisen zählt, hätte ich nicht gedacht.“

„In diesen Kreisen pflegt die Verehrung im allgemeinen aufrichtiger zu sein, Durchsicht, und die Aufrichtigkeit ist eine Tugend, die ich sehr schätzen gelernt habe.“

Der Fürst schien etwas überrascht. „Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, Baronesse,“ bemerkte er, „aber mich freut es, diese Ansicht von Ihnen ausgesprochen zu hören.“

Was Siegfried dachte, konnte Yella nicht in seinem Gesichte sehen; der Fürst hatte mir ihr während der letzten Worte bereits den Waldweg zur Königstanne eingeschlagen. Die anderen drei Herren und der alte Valentin folgten.

Um die mächtige Königstanne, die noch ihr winterlich dunkles Kleid trug, hatte sich eine ziemlich große und bunte Gesellschaft gesammelt. Die Arbeiter, die noch bei der Sägemühle beschäftigt waren, standen in ihren Sonntagskleidern in Heiß und Glid da, an ihrer Spitze Peter Grittner, ein schmuckes Sträußchen im Knopfloche. Aus den Dörfern Ober- und Niederrotheim waren viele Landleute erschienen, den guten Herrn Direktor kannten ja alle, und alle freuten sich, daß er wieder gesund geworden war. Unter der großen Tanne stand

zierlich geschnitten eine Bank und ein Tisch aus weißem glatten Tannenholz und neben dem Tische in steif gestärktem blauweißen Kleidchen stand Fietchen Kastemann, in der Rechten hielt sie krausfahst ein großes Bouquet von Schneeglöckchen, Anemonen, Veilchen, Haselnuß- und Erlenblüthen und in der Linken eine weiße herzförmig geschnittene Holztafel. Fietchen hatte augenscheinlich eine Hauptrolle bei dem Feste. Peter Grittner flüsterle dem Kinde etwas zu, als die Herrschaften sich naheten, und mit zaghaften Schritten näherte sich das Mädchen dem Direktor und streckte ihm wortlos den Strauß entgegen.

„Ein Freudentag ist heut gekommen,“ soufflirte Grittner und mutig sprach nun die Kleine ihr Verschen zu Ende und überreichte dann dem Direktor die Tafel, auf der er zu seinem Erstaunen in großen schwarzen Lettern „die Siegfrieds-Tanne“ las.

„Was bedeutet das?“ fragte der Direktor. Und nun trat Grittner vor und hielt eine kleine herzliche Ansprache, in

welcher er der Freude aller Arbeiter Ausdruck gab, den geliebten Direktor wieder genesen zu sehen; er sagte, wie vielen Dank die Arbeiter ihm schuldeten, denn er habe stets, nicht wie ein Herr, sondern wie ein Freund und Bruder für sie gesorgt und sie als Menschen behandelt; recht bewegt sprach Grittner weiter, wie er selbst es nur dem Direktor verdanke, daß er ein brauchbarer Mensch geworden, und hat schließlich den Direktor, zum Andenken an ihren Aufenthalt in Nothheim und an des Direktors glückliche Genesung, an die Königstanne diese Tafel an die Königstanne befestigen zu dürfen, damit der Baum fortan „Siegfrieds-Tanne“ heiße.

Die schlichten aber tief empfundenen Worte des einfachen Arbeiters machten nicht nur auf Siegfried, sondern auf alle Anwesenden den lebhaftesten Eindruck.

„Dieser Siegfried ist ein glücklicher Mensch,“ flüsterle Strehlen dem Fürsten zu, der nur stumm mit dem Kopfe nickte.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

*** Kalte Winter und die darauf folgenden Sommer.**
Es ist nicht verwunderlich, daß der Winter, welcher gegenwärtig zu Ende geht, zu zahlreichen Vergleichen mit früheren Wintern und zu Spekulationen über die zu erwartenden Sommermonate Veranlassung giebt. So viel steht zunächst fest, daß der gegenwärtige Winter zu den härtesten im ganzen Jahrhundert gehört. Lange dauernde und strenge Winterfälle ist niemals auf engen Raum begrenzt, sondern erstreckt sich stets über ausgedehnte Gebiete. So finden wir bezüglich des heurigen Winters, daß sich der Frost über ganz Südwest-Europa, ja bis nach Nordafrika hin ausdehnte. Algier hatte zwei Tage mit Frost und als niedrigste Temperatur $-2,2$ Grad, Rom hatte 5 Frosttage und die Temperatur sank dort bis zu -5 Grad, Biarritz hatte 21 Frosttage und als niedrigste Temperatur $-12,2$ Grad. Schretten wir nordwärts, so treffen wir tiefere Temperaturen und die Zahl der Frosttage wächst. London hatte 40, Paris 37, Wien 41, München ebenfalls 41 und Berlin 39 Frosttage, in Wien sank die Temperatur bis zu -19 Grad C. Alle diese Zahlen beziehen sich nur auf den Zeitraum vom 13. Dezember bis zum 22. Januar, da die späteren Beobachtungen noch nicht sämtlich vorliegen. Seitdem aber hat die Winterfälle in vielen Gegenden noch bis über die Mitte des Februar fortgedauert. Von den früheren Jahren mit strengen Wintern sind in den Rheinlanden und Belgien besonders zu nennen 1837/38, 1844/45, 1846/47, 1854/55, 1879/80. Für Belgien kam nach den Untersuchungen von Lancaster wohl nur der Winter von 1844/45 mit dem gegenwärtigen in Parallele gestellt werden. Derselbe Meteorologe machte darauf aufmerksam, daß etwa seit 1885 im westlichen Europa eine Wärmeabnahme nachweisbar sei. Nach zwei sehr kalten Jahren, 1887 und 1888, hatten wir zwei milde, und man hätte glauben können, daß die anormale Situation zu Ende sei, als der gegenwärtige Winter diese Täuschung zerstörte. Daß letzterer die Periode der Mildewärme schleichen werde, hält der belgische Meteorologe nicht für wahrscheinlich. Die Untersuchung der verfloßenen 60 Jahre zeige vielmehr, daß niemals auf einen kalten Winter ein sehr warmer Sommer gefolgt sei, vielmehr in den meisten Fällen dann auch der Sommer kühl sei. Zu dem gleichen Ergebnis ist auch schon vor 25 Jahren Anquetin gekommen. Aus der Vergleichung der früheren Beobachtungen folgt, daß nach strengem Winter besonders die Mittelwärme der Monate Juni und Juli herabgedrückt erscheint. Die kalten Winter werden bei uns stets durch das lange Vorherrschen von Gebieten hohen Luftdrucks bedingt. Das Barometer steht also alsdann ungewöhnlich hoch und bleibt entsprechend lange auf diesem hohen Stande. Andererseits weicht der durchschnittliche Stand des Barometers im ganzen Jahre nur um ein paar Millimeter von einer gewissen mittleren Höhe ab. Es ist daher klar, daß, wenn im Winter länger, vielleicht durch mehrere Monate hindurch, sehr hoher Barometerstand geherrscht hat, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß in den späteren Monaten, also auch im Sommer, das Barometer erheblich niedriger als gewöhnlich stehen wird. Niedriger Barometerstand ist aber in der warmen Jahreshälfte meist von trübem, feuchtem Wetter und Wärmeabnahme begleitet. Das obige Ergebnis, daß auf kalte Winter kühle Sommer zu folgen pflegen, ist also aus der Luftdruckverteilung begreiflich. Auch haben die Untersuchungen in Brüssel ergeben, daß auf 15 kalte Winter mit zwei Ausnahmen Sommer folgten, welche mehr Regen brachten als dem Durchschnitt entsprach. Dies wird durch Beobachtungen in Köln bestätigt, wo auf zehn kalte Winter sechsmal in den darauf folgenden Monaten Juni und Juli mehr Regen fiel als durchschnittlich, und zwar fast um ein Drittel mehr, während in den vier anderen Fällen die Regenmenge nur wenig unter der normalen blieb. Im allgemeinen ist also eine gewisse Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der kommende Sommer dieses Jahres etwas kühler und

feuchter sein wird als durchschnittlich, und zwar dürfte man vielleicht 2 gegen 1 wetten, daß dieser Fall eintreten wird. Ueber das Maß des Zuwenig an Wärme oder des Zuviel an Niederschlägen läßt sich dagegen nur mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß es nicht sehr erheblich sein wird, ja es ist sogar zweifelhaft, ob sich das Anormale der Verhältnisse anders als in den meteorologischen Beobachtungen deutlich erkennen machen wird. Vor allem ist festzuhalten, daß ein Mehr an Feuchtigkeit im Sommer nicht ohne weiteres als ungünstig bezüglich des Gedeihens der Saat zu betrachten ist. In den berichtigten Jahre des Riswachses 1867 verdarb in Ostpreußen die Saat durch zu viel Regen, in Algier infolge der Trockenheit. Umgekehrt war es in den Jahren 1856 und 1858. Damals verfestigten in Deutschland die Quellen infolge der anhaltenden Dürre und der Rheinflut wurde zu einer winzigen Stromschnelle, während der Nil außergewöhnliche Ueberschwemmungen deurrachte. Dies beweist außerdem die auch sonst hervortretende Thatsache, daß in Bezug auf Wärme und Feuchtigkeit einem Zuviel an gewissen Stellen der Erdoberfläche ein Zuwenig an andern zur Seite zu stehen pflegt. Wie weit die gezogenen Schlussfolgerungen im kommenden Sommer Bestätigung finden werden, wird sich zeigen.

*** Der populärste Schauspieler Königsbergs,** der Komiker Julius Wohl, ist gestorben. Derselbe war ein Bruder des Bühnendichters Wohl und gehörte dem Königsberger Stadttheater vom Jahre 1842 bis 1887 an. Als Chorliänger hatte er seine Laufbahn begonnen, stieg dann zum Fach des Vaudeville auf und errang in diesem, wie als Possenkomiker eine große Beliebtheit in seiner Vaterstadt. In der Zeit, da Woltersdorf das Stadttheater leitete, gestaltete sich jede Benefizvorstellung Wohl's zu einem Fest für die Theaterfreunde, denn Wohl verführte ihnen den Königsberger Humor. Auch bei den Kollegen war Wohl sehr beliebt und genoß großes Ansehen um seiner witzigen Einfälle willen. Einige sarkastische Bemerkungen aus seinem Munde seien hier mitgeteilt. Als der schöne Emil Debrient noch in der Blüthe seines Lebens und seiner Kunst stand, gastirte er als Tell im Stadttheater zu Königsberg. In der Schlusscene hielt Debrient den Bogen so ungeschickt, daß die abschwellende Bogenschnur seinen Zeigefinger traf und ihm die Haut ritzte. Kaum war der Akt zu Ende, so ließ Tell den Bogen kreuzend zur Erde fallen, streckte die Hand aus und rief im Tone eines ködlich Getroffenen: „Ich bin verwundet!“ — Wohl, welcher als Wächter beim Hut in der Nähe des Helden stand, stützte denselben und half den Wankenden ins Ankleidezimmer bringen. Im Nu verbreitete sich die Nachricht von der Verwundung Debrient's, und die Damen vom Theater liefen alle zur Thür des Ankleidezimmers hin, um sich in aufgeregtem Tone nach dem Befinden des schönen Emil zu erkundigen. Wohl hatte mit einem Blick die Geringfügigkeit der Verletzung erkannt, als er aber die Leidensmiene des Helden und die ängstlichen Gesichter der herandrängenden Frauen sah, wandte er sich mit tiefster Miene gegen die letzteren und sagte in breitem ostpreussischem Dialekt mit einer beruhigenden Handbewegung: „Er kommt doch!“ Jede Ueberhebung eines Kollegen und mochte derselbe noch so berühmt sein, ließ Wohl nicht ungerührt. Eines Tages traf der Bassist Scaria als Gast in Königsberg ein, und da die Direktion außer Stande war, denselben ein besonderes Garderobenzimmer anweisen zu können, so befaß Scaria, daß man seinen Platz durch Dienstmädchen und eine spanische Wand von dem großen Raume abtheile. Als Wohl am Abend in das gemeinsame Ankleidezimmer trat und des großen Sängers Klaus bemerkte, fuhr er den Theaterknecht heftig an und schrie so, daß Scaria jedes Wort hören mußte: „Welcher Esel hat denn die Affenbude bauen lassen? Behandelt man hierzulande so einen fremden Gast? Was hat denn der Mann verbrochen, daß man ihn von seinen Kollegen abschleibt und in einem Käfig einperrt wie ein wildes Thier? Wenn ich Scaria wäre, würd' ich mir solche Dummeiten ernstlich verbitten.“ Am nächsten Morgen ließ Scaria die Ertrabude

wieder abtragen. In der „Regimentskocher“ ärgerte sich Bohl, der den Haushofmeister spielte, wiederholt darüber, daß in der großen Gesellschafts-Szene die ältesten Choristinnen stets in der ersten Reihe standen und die hübschen jungen Mädchen verdeckten. Als zarte Winke nichts fruchteten und bei einer Wiederholung der Oper wieder die häßlichsten Chordamen im Nahmen der Thüre erschienen, kleidete Bohl als Haushofmeister seine Anmeldung in die Worte: „Der älteste Adel des Landes!“ Die Zuschauer lachten hell auf und der älteste Adel ließ von diesem Tage an dem jüngsten den Vortritt.

* **Aus alter Zeit.** Man liest oft in alten Chroniken aus, um ein lazes Bild zu schaffen. Eine solche Seltenheit enthält die leider noch immer ungedruckte Chronik von Lübeck, welche Reimar Koch, einer der ersten protestantischen Prediger der alten Hansestadt, verfaßte. Verehret kann das Leben einer lange belagerten Stadt nicht geschildert werden, als durch die einfache aber ungewöhnlich vollständige Preisliste Koch's, die G. v. Buchwald in der „Deutschen Roman-Ztg.“ mittheilt. In Friedenszeiten kostete nach der süßlichen Rechnungsmünze in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein fetter Döble etwa 3 bis 4 Mark, zu je 16 Schillingen gerechnet. Ein fettes Schaf zum Schlachten kam höchstens auf 6 Schillinge zu stehen. Geldwert gegen Geldwert gerechnet, kommt das so ziemlich auf die Preise heraus, die im vorigen Jahre bei uns galten. „Daß du nun wissen mögest,“ erzählt Reimar Koch in einem freiberzigen Blattentwurf zum Jahre 1536, „was Jammers die Leute zu Kopenhagen an von König Christian's wegen gelitten haben, und daß du Gott bittest, daß er Friede verleihe wolle, will ich dir hierin schreiben, was alle Dinge zu Kopenhagen gegolten haben, ehe die Stadt aufgegeben ward. Dasselbigen Jahres, des Freitags vor St. Jakobi den 28. Juli 1536 ward Kopenhagen aufgegeben, aber ehe die Stadt aufgegeben ward, litten sie großen Hunger und Noth.“ Zum Beweis folgt dann ein großes Verzeichniß, aus dem wir nur Einzelheiten herausheben. „Die Herzogin von Mecklenburg gab für einen Scheffel Mehl 11 Kronen. Ein Rebschuh und eine Seite Speck 11 Goldgulden. Eine Kuh 170 Mark (der Durchschnittspreis in Friedenszeiten betrug nur 2 Mark). Ein Kalb 2 Kronen, wenn es etwas alt war 30 Mark. Ein paar alte Hühne 8 Mark, auch 10 Mark. Eine alte Gans 7 Mark. Eine junge Gans 4 Mark. Eine Ente und eine wilde Ente 1 Mark und 8 Schillinge. Eine wilde Gans 3 Mark 8 Schillinge. Ein paar Tauben 4 Mark. Ein Karock (d. h. Dohle) 12 Schillinge. Eine Krähe 8 auch 12 Schillinge. Ein Dorsch, der einen Schilling zu gelten pflegte, nun 3 oder 4 Mark. Der vierte Theil eines Bierdes 10 Goldgulden. Ein Bierdekopf 2 Mark. Die Eingeweide von dem Bierde 4 Mark. Der vierte Theil von einer Ente 5 Goldgulden. Die Eingeweide von einer Ente 2 Mark. Ein Viertel vom Füllen 2 Goldgulden. Ein großer fetter Hund 14 Mark. Ein kleiner Hund 5 Mark. Eine große fette Kage 2 Mark 8 Schillinge. Ein Pfund Butter 2 Mark 8 Schillinge. Ein Pfund Fett zum Kochen, von Kagen und Hunden 1 Mark 8 Schillinge. Ein gelatzener Häring 4 Mark. Eine Hand voll Salz 4 Mark.“

* **Eine hübsche Geispenkergeschichte** hat in Wien soeben Anlaß zu einer gerichtlichen Klage gegeben. In einem Hause des Bezirks Landstraße „spukte“ es während der letzten Zeit. Das Geispenst erschien immer nur in ein und derselben Wohnung, nämlich zur Mitternachtsstunde. Eine „weiße Frau“ öffnete die Thür, blieb eine Zeit lang unbeweglich im Gesindestimmer stehen und entfernte sich dann. Dies wiederholte sich von Nacht zu Nacht und die unheimliche Erscheinung fand immer dieselben Augenzeugen: zwei Dienstmädchen, die es nicht wagten das Geispenst zu verschrecken, aber am nächsten Tage durch ihre aufgeregten Erzählungen einige Hausbewohner erschreckten. Bald galt es als feststehende Thatsache, daß es im Hause „umgebe“, und mit Verurteilung hierauf kündigten einige Parteien ihre Wohnung. Nun fand der Hausbesitzer es gerathen, dem Geispenst, das sein Haus zu entwerthen drohte, eine Falle zu legen, und die Enthüllung des Geheimnisses, welches die „weiße Frau“ umgab, brachte eine überraschende Aufklärung. Die Gattin eines Miethers, dem die Wohnung gefündigt worden war, hatte gegenüber ihren Mädchen das Geispenst gespielt, um mit Hilfe des noch immer nicht erloschenen Aberglaubens den Ruin des Hauses zu schädigen und hierdurch Rache an dem Hausbesitzer zu nehmen. Der Prozeß, der nun aus dieser Angelegenheit erwachsen ist, darf gewiß als eine Kuriosität bezeichnet werden.

* **Der Grund.** Kostwirthin: „Also Sie wollen sich wirklich nicht mehr von mir speisen lassen? Weshalb denn? Darf ich den Grund wissen?“ — Kostgänger: „Den Grund finden Sie in Ihrem Kaffee!“

* **Einer muß es sein.** „Aber Lina, wie kannst du nur mit dem alten häßlichen Menschen so kokettiren?“ — „Ich weiß gar nicht, was du eigentlich hast — es ist ja doch sonst kein anderer da!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 1. März. Ein Polizeiverbot hätte den Einakter beinahe berühmt gemacht, der gestern Abend im „Leidenschaft-Theater“ abgelehnt wurde. In seinem großartigen Leidenzroman „Die Kreuzerionate“ hat Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi gewisse Gefahren der modernen Ehe nach einer priesterhaft-urchristlichen Weise warnend geschildert. Ein anonymen Schriftsteller, der seltsamerweise eine Schriftstellerin sein soll, kam auf den wunderlichen Gedanken, zu zeigen, wie gerade durch die Lektüre der Moralpredigt Tolstoi's eheftliches Unheil entstehen kann. Wer das Werk des großen russischen Dichters kennt, wird zugeben müssen, daß es mehr von Sünden abzuschrecken geeignet ist als dazu anzureizen, und er wird nicht zugeben können, daß Tolstoi bei dem vorgeführten ehebrecherischen Spiel den Kuppler abgegeben hat. Uebrigens ist die Mächtigkeit so distanzantisch und langweilig, daß eine ernsthafte Diskussion überflüssig erscheint. Nur einmal, bei Gelegenheit der fünfzigsten Wiederholung des „Seligen Loupinel“, ist diese falsche Kreuzerionate gespielt worden. — Ein echter Russe begegnete uns heute auf der „Freien Volkshühne“, wo man das Drama „Der Leibeigene“ aufführte. Das hochinteressante Stück ist von Wisjensky verfaßt und von Jrl. G. v. Chabelsky überleitet worden. Bis her kannte man in Deutschland Wisjensky nur als Epiker; seine großen Romane „Taufend Seelen“ und „Im Strudel“ sind überleitet und gewürdigt worden, als Dramatiker war er uns unbekannt. Er entrollt ein mächtig ergreifendes und in der Charakteristik wie in der satirischen Sittenschilderung ungewöhnlich feines Bild aus den Zeiten der Leibeigenschaft. Einem jähzornigen und gewaltthätigen Bauern ist von der Gemeinde ein feilich feineres Weib angetraut worden, das sich in Liebe dem Gutsherrn verbindet, während der Mann als kleiner Kaufmann in Petersburg sein Brot verdient. Der Zurückkehrende findet sein Lager entehrt, und da man ihn zum Neuherrn treibt, erschlägt er in rasender Wuth das fremde Kind und stellt sich dann selbst dem Gericht. Der Abel der Uebergangsepöche, die feile Bureaokratie und die willenlos demüthigen Bauern sind in eine Reihe prächtiger Typen verkörpert und man erkennt in Wisjensky, der vor zehn Jahren gestorben ist, einen nicht unwürdigen Vorgänger Tolstoi's, dem dieser in seiner gewaltigen „Macht der Finsterniß“ manchen feinen und tiefen Zug der Bauernnatur abgelauscht hat. Voraussetzlich wird das sehr interessante Stück, von schleppenden Längen befreit, auf einer der ständigen Bühnen erscheinen. Die sehr sorgfältige Uebersetzung that in der Nachahmung der Bauernsprache mitunter zu viel. Außerdem nur zwei Rollen erträglich gespielt wurden, war der Eindruck ein sehr starker; nur schienen die atheistischen Sozialdemokraten von der slavischen Christgläubigkeit nicht sonderlich erbauet zu sein. Aber das ganz gefüllte Haus spendete dennoch stürmischen Beifall. Die „Freie Volkshühne“ wird zwar als ein Werk der „Jungen“ von den „Alten“ mit scheelem Blick angesehen und speziell von Herr Liebknecht grünnig verfolgt; aber sie findet immer regeren Zuspruch und muß jetzt bereits einen dritten Cyklus von Vorstellungen einrichten. Man sollte es in anderen Städten nicht den Sozialdemokraten überlassen, dem Volk für 50 Pf. Eintrittsgeld anregende Aufführungen zu bieten. — Im „Velle-Alliance-Theater“ hat das Gastspiel der Wallnertheater-Schauspieler zum Glück für das Ensemble der zuletzt genannten Bühne sein Ende erreicht. Man versucht es dort jetzt wieder einmal mit einer eigenen Truppe und hat heute nicht ohne heitere Wirkung die alte Posse „Gavant, Minard & Co.“ von Edmond Gondinet angeführt. — Die laufende Woche wird vermuthlich ein gerade jetzt auch vollständig interessantes Theaterereigniß bringen: die Aufführung von Sardou's in Paris noch immer verbotenen „Thermidor“ im „Leipzig-Theater“. Wir werden also Gelegenheit haben, den Herren Franzosen zu zeigen, daß man bei uns künstlerische Fragen nicht von nationalen Sympathien und Antipathien abhängig macht.

— Zwischen dem Bühnenverein und der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger ist endlich ein Ausgleich zustande gekommen. In Leipzig haben sich die Vertreter der Direktoren und Schauspieler ausgesprochen und versöhnt. Nach einem Erlaß des Central-Ausschusses der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger hat der Ausschuß des Bühnenvereins die dankenswerthe Zusicherung gegeben, bei der nächsten Generalversammlung des Bühnenvereins die Aufhebung der sog. Spernmaßregeln, bezüglich also der Benefize und des Abzuges der Genossenschaftsbeiträge, beantragen und beifürworten zu wollen. Auch ist uns der Directorial-Ausschuß, so heißt es weiter, freundlich dahin entgegengekommen, daß er die von uns gewählten Kommissionsmitglieder als Ergänzung seiner Jünger-Kommission für die Revision der bühnenerwerblichen Kontrakt- und Schiedsgerichts-Bestimmungen acceptirt; so also, daß eine Behner-Kommission, selbstverständlich mit gleicher Berechtigung der einzelnen Mitglieder, event. mit Ausschlaggabe des Vorsitzenden bei Stimmengleichheit, über die erwähnten Materien beräth.